

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 22=42 (1876)

Heft: 47

Buchbesprechung

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 25.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

würde der Armee nicht zum Schaden, sondern zum Ruin gereichen.

Bei uns sind die politischen Verdienste bisher nur zu sehr bei den Beförderungen berücksichtigt worden. Nur zu oft hat man militärische Stellen und Grade als ein Belohnungsmittel für politische Verdienste betrachtet.

Wenigstens aber hat man doch bis jetzt nie gesagt, daß Gesinnungstüchtigkeit über militärische Tüchtigkeit gestellt werden sollte.

Es ist begreiflich, daß in einem Lande, welches lange keinen Krieg gehabt hat, welches seine Bedeutung, seine Schrecken und Folgen nicht aus eigener Erfahrung kennt, das Bewußtsein der Wichtigkeit guter Militär-Einrichtungen, besonders aber des Werthes einer guten Führung beim Volk verloren geht. Doch bei den leitenden Staatsmännern, noch mehr bei dem Militär darf dieses nicht der Fall sein. Das Kriegswesen würde ein eitles Spielzeug ohne Werth und eines Tages würde sich dieses Verkennen seines Werthes mit furchtbarer Schmach rächen.

Wenn daher unserer Armee auch keine Gelegenheit geboten war, eigene Erfahrungen zu sammeln, so ist es für sie gerade doppelt nothwendig, mit größter Aufmerksamkeit das zu verfolgen, was bei andern vorgeht. Sollen wir, wenn auch bloße Zuschauer von ferne, die Ursachen kriegerischer Leistungen, von Erfolgen und Niederlagen nicht beurtheilen können? Sollen die großen Ereignisse, die wir miterlebt haben, uns keine Lehre sein können?

Erinnern wir uns an die Worte Johannes von Müller: „Ein Volk, dem alles ein Schauspiel, nichts eine Lehre ist, ist des Todes des Edlen nicht werth!“

Wenige Jahre sind es her, da sahen wir bei uns, entwaffnet, die Trümmer einer großen Armee, die auf unserem Boden gegen den verfolgenden Feind Schutz gesucht hatte. Diese zahlreiche Armee, schlecht ausgebildet und schlecht geführt, war, trotzdem sie tapfer gekämpft hatte, von einem Gegner, der nur den dritten Theil ihrer Stärke hatte, geschlagen worden.

Man betrachte die dreitägige Schlacht an der Lissaine, man sieht wie die Angriffe der verschiedenen Corps auf französischer Seite vereinzelt, ohne Zusammenhang stattfinden, wie die Befehlshaber der großen Heerestheile sich nicht wechselseitig zu unterstützen verstehen, wie endlich die taktischen, wie die strategischen Einheiten jede nur für sich kämpfen.

Auf Seite der Deutschen sehen wir das Umgekehrte, und das Resultat ist, daß die weit überlegene Armee geschlagen wird.

Zu allen Zeiten ist es dem Heer, oft dem Staat verderblich geworden, wenn man bei Verleihung der Befehlshaberstellen mehr auf Gesinnungen als auf militärische Talente sah.

So schon im peloponnesischen Kriege hat der Gerbermeister Kleon als Stratege Athen zu Grunde gerichtet.

In den französischen Revolutionskriegen hat die

Unfähigkeit einiger republikanischer Generale, die ihr Emporkommen der Politik und nicht ihrer militärischen Befähigung verdanken, viele Unfälle veranlaßt. Besonders ist in dieser Beziehung der Kampf in der Vendée lehrreich.

Der Umstand, daß bei Beginn des großen nordamerikanischen Krieges in der Union bei Verleihung der militärischen Befehlshaberstellen auf alles mögliche, doch nur nicht auf militärische Tüchtigkeit Rücksicht genommen wurde, war an den furchtbaren Unfällen der Armeen der Nordstaaten in den ersten Kriegsjahren schuld.

Haben aber die Leute, welche die militärische Tüchtigkeit nicht berücksichtigt wissen wollen, einen Begriff von der furchtbaren moralischen Verantwortung der Anführer und der Regierung, welche die Anführer bestimmt?

Wissen sie, daß ein Fehler des Feldherrn den Staat in's Verderben, das Land dem Feind überliefern kann. Wissen sie, daß von dem Unterlassen des Eingreifens eines Heerestheiles eine Niederlage abhängen kann, wissen sie, daß im Gefecht der geringste Fehler jedes Befehlshabers (und wäre er nur Gruppenchef) mit dem Blut der ihm anvertrauten Leute bezahlt werden muß! Allerdings bei den höhern Befehlshabern wächst das Unheil in furchtbarer Progression.

Aus welchen Elementen bestehen aber die Truppen bei uns, wer sind die Leute, aus welchen sie gebildet werden. Wir sehen sie aus allen Ständen rekrutirt; es sind Bürger, Familienväter, die auf den Ruf des Vaterlandes zu den Waffen gegriffen haben, dieses zu beschützen; sie trotzen dem Tod, setzen sich der Gefahr aus, doch sie dürfen vom Staate, von ihren Vorgesetzten verlangen, daß sie so geführt werden, daß das Opfer ihres Lebens nicht nutzlos sei.

Bei der mörderischen Wirkung der heutzutage gebräuchlichen Waffen kann der geringste Fehler, eine falsche Formation, ein Vorgehen in falscher Richtung, Versäumen der Deckung der Flanken, Außerachtlassen der Vorsicht u. s. w. verhängnißvoll werden, mit der Vernichtung der Abtheilung endigen. Wenn man aber erst bedenkt, wie viel von der höhern Leitung abhängig ist, so wird man nicht verkennen, daß Talente und Kenntnisse das einzig Maßgebende bei den Wahlen sein sollen.

Wir sagen daher, wir brauchen nicht gesinnungstüchtige, sondern brauchbare Anführer. Nicht die politische Gesinnung, nicht die Religion, nicht der Canton, dem der Betreffende angehört, sondern der Charakter, die militärischen Talente und Kenntnisse sollen den Mann zum Anführer qualifiziren.

Kriegspolitik und Kriegsgebrauch. Studien und Betrachtungen von W. Rüstow, eig. Oberst, Ehrenmitglied der k. schwed. Akademie der Kriegswissenschaften. Zürich. Verlag von F. Schulthess. 1876. Gr. 8°. S. 328.

Kriegspolitik und Kriegsgebrauch von W. Rüstow ist eine Arbeit, die verdient in weitem Kreisen ge-

lesen oder besser gesagt studirt zu werden, es ist dieselbe mehr für den Staatsmann als für den Militär geschrieben. Niedergelegt sind in demselben die Früchte Jahre langer Studien über alle Phasen, die einem Kriege vorausgehen, ihn herbeiführen und dann zum Abschluß einen Frieden bringen. Wenn auch über den ersten Punkt ziemlich weit ausgeholt wird, so bewegt sich doch das große Ganze im Allgemeinen im Rahmen der letzten drei Decennien, oder besser gesagt, seit der Thronbesteigung Napoleons III., also in einem Zeitraum, in welchem der Leser sich selbst bewegte, seine eigenen Beobachtungen gemacht, vielleicht da und dort selbst mitgewirkt, sich um so leichter der Situation wird erinnern können.

Rüstow's Kriegspolitik ist in folgende 11 Abschnitte mit entsprechenden Unter-Abtheilungen eingetheilt:

1) Krieg und Kriegspolitik; 2) Krieg in der Weltordnung und Idee des ewigen Friedens; 3) Recht zum Kriege; 4) Anlaß zum Kriege; 5) Uebergang aus dem Frieden zum Kriege; 6) Kriegsmittel, Allianzen; 7) Politik während des Krieges, Humanisirung des Krieges; 8) Kriegsgebrauch im Verhältniß der Kriegs-Parteien zu einander; 9) Verhältniß der Neutralen, Verhältniß des Seekrieges; 10) Uebergang aus Krieg zum Frieden, Friedensschlüsse; 11) Folgen der Friedensschlüsse, geschichtliche Reihen von Kriegen als Basen der Kriegspolitik einzelner Staaten. Soweit der beschränkte Raum dieses Blattes es gestattet, wollen wir in Kürze die einzelnen Abschnitte betrachten.

I. Krieg und Kriegspolitik stellt sich auf den Standpunkt Clausewitz', welcher sagt: „Der Krieg ist nichts als die fortgesetzte Staatspolitik mit andern Mitteln.“ Der Bluntschli'sche Satz, welcher lautet: „in der Regel ist ein Krieg ein Rechtsstreit zwischen Staaten als Kriegsparteien über öffentliches Recht“, will dem Verfasser nicht munden und theilen wir vollkommen seine Ansicht, die er mit dem Satz ausdrückt: „Der Krieg ist eines der Mittel der Politik.“

II. Der zweite Abschnitt handelt von der Idee des ewigen Friedens, Aufstellung eines europäischen Schiedsgerichts als Frucht eines letzten Krieges, dessen Wirksamkeit jedoch in den Nebel grauer Zukunft verschoben; diese Idee wurde schon von Heinrich IV., Gustav Adolf und der h. Allianz aufgestellt, seither auch, jedoch unter anderer Form, von der f. g. Friedens- und Freiheitsliga patronirt, viele Autoren über dieses Kapitel werden geistreich angeführt, zum Schluß aber, gewissermaßen um recht deutlich zu zeigen, daß diese Idee eine Chimäre, wird die Aeußerung Moltke's im deutschen Reichstag am 16. Februar 1874 citirt, welche lautet: „Was wir in einem halben Jahre mit den Waffen errungen haben, das müssen wir ein halbes Jahrhundert mit den Waffen schützen müssen, damit es uns nicht wieder entriffen wird.“

III. Ueber den dritten Abschnitt, das Recht zum Kriege, werden die verschiedenen Ansichten Nabelais, Grandgoutier, Ulrich Gallet, Michel Montaigne, Hugo Grotius, Groot, Battel, Montesquieu, Bluntschli zc. angeführt, die alle mehr oder weniger Recht haben mögen; Rüstow stellt aber diesen Theore-

titern, um die Unhaltbarkeit ihrer Ansicht zu beweisen, folgendes überzeugende Bild entgegen.

Die Einigung Deutschlands zu einer staatlichen Macht erschien seit lange den Deutschen und nicht bloß ihnen, sondern auch den unparteiischen Männern anderer Nationen als ihr berechtigtes Interesse, dessen Befriedigung sogar mehrere Kriege werth sei. Die französischen Staatsmänner des zweiten Kaiserreichs glaubten aber, daß die staatliche Einigung Deutschlands die bisherige Stellung Frankreichs in Europa gefährde, sie glaubten, daß es ein berechtigtes Interesse Frankreichs sei, seine bisherige europäische Stellung zu behaupten, folglich die staatliche Einigung Deutschlands zu hindern — d. h. selbe, wenn es nicht anders möglich, selbst durch den Krieg zu hindern. Hier sind zwei Parteien, welche sich das Recht zum Kriege aus ganz entgegengesetzten Gründen in derselben Sache zuschreiben, und formell muß man jeder Partei ihr Recht zugestehen, so lange es keinen Gerichtshof giebt, der entscheiden und exekutiren kann. So lange verschiedene Interessen vorhanden, so lange bleiben auch Ursachen und Anlaß zu Kriegen.

IV. Anlässe zum Kriege behandelt vorab den verschiedenen Culturzustand, die Bedürfnisse der Völker als Hirtenvölker, Ansiedler zc., das Drängen der Binnen-Staaten nach der Meeresgrenze, die Kriege Rußlands mit der Türkei und der Krieg von 1866, Handelskriege wegen Ueberproduktion, besonders von den Engländern gern angewendet, Vergrößerungskriege, so der Krieg 1866, Erbfolgekriege z. B. der letzte Spanische Aufstand, ein Beweis, daß sich solche bis in unser Jahrhundert hineinziehen, Exekutionskriege wie derjenige gegen Dänemark, Unabhängigkeitskriege als die Kriege 1813—15, die Italienischen Kriege, die Kämpfe der Ungarn im Jahre 1848, Interventionskriege als Intervention Frankreichs und Englands im Jahre 1854 zu Gunsten der Türkei, und im Jahre 1859 derjenige Frankreichs zu Gunsten Piemonts, selbst Ehrenkriege kommen vor, wenig fehlte, daß die Schweiz im Jahre 1856 zu einem solchen gegen Preußen gezwungen worden wäre, durch Napoleons Vermittlung wurde diese Schwierigkeit gehoben; was die andern Bemerkungen über diesen concreten Fall anbelangt, besonders über die Haltung der liberalen Presse, so sei uns gestattet, die Bemerkung zu machen, daß selbe an dieser Stelle besser unterblieben wären. Ferner werden behandelt Secessionskriege, d. h. der Sonderbund und der nordamerikanische Secessionskrieg, wobei auf den Unterschied aufmerksam gemacht wird, daß auf der einen Seite von vornherein der größtmöglichste Kraftaufwand gefordert, während auf der anderen mit gewohntem Angelsächsischem Formalismus vorgegangen und die Entscheidung auch glücklich in die Länge gezogen wurde, sowie die Religionskriege, zu welchen wir gewissermaßen die augenblicklichen Kämpfe im Orient zählen dürften.

Zu all diesen verschiedenen Anlässen zum Kriege tritt nun der Angriff und dieser ruft die Vertheidigung als Akt der Nothwehr hervor.

V. Uebergang aus dem Frieden zum Kriege; der Krieg ist ein Mittel der Politik und gehen demselben stets Verhandlungen voraus, gewöhnlich bieten andere Staaten ihre Vermittlung an, wie solche durch den Annex des Zürcher Friedens von 1859 vorgesehen, aber nie zur Geltung kamen; der einzige Erfolg bleibt dann gewöhnlich die Lokalisierung eines Krieges und dadurch die Verhinderung eines allgemeinen Weltbrandes; nachdem genug gerauft oder der eine Gegner ganz oder theilweise niedergeworfen, tritt gewöhnlich ein Congreß zusammen, in welchem mit Ausnahme der neutralen, sämtlichen Staaten gruppenweise zum Streite bestimmte Stellung nehmen; als Neutrale betrachtet Rußland nur die durch europäische Verträge für ewig neutral erklärten Staaten, als Schweiz, Belgien, Serbien und Luxemburg, deren Neutralität kann dann eine bewaffnete oder unbewaffnete sein. Neutrale Staaten, welche an kriegsführende grenzen, sind stets zur bewaffneten Neutralität gezwungen, damit sie gegebenen Falls jede Verletzung ihrer Grenzen mit Gewalt zurückweisen können und müssen die kleinen neutralen Staaten, die überall von Großmächten umfaßt sind, demzufolge viel mehr waffnen und rüsten, als es sonst ihrer Größe und ihren Mitteln nach nothwendig wäre. — Ueber den orientalischen Krieg und alles, was darum und daran hängt, verbreitet sich Rußland sehr einläßlich und mit großer Sachkunde; bei der Aehnlichkeit der augenblicklichen dortigen Sachlage verweisen wir am besten den Leser auf das Werk selbst.

Der Uebergang vom Frieden zum Kriege 1866 zwischen Oesterreich und Preußen wird durch die Differenz der Auslegung des Wiener Friedens mit Dänemark hergeleitet und die dazumaligen politischen Verhältnisse der Gegner wie der Nachbarstaaten sind mit Schärfe und Klarheit gezeichnet. — Aehnlich, aber mit mehr Kürze sind die Vorläufer des deutsch-französischen Krieges behandelt, die ihren plausiblen Grund zum Kriege im Königreiche der Spanier gefunden.

Mehr vom Zaune gerissen war jedenfalls noch nie ein Krieg als dieser.

(Schluß folgt.)

U n s l a n d.

Frankreich. Das Septemberheft des Spectateur militaire enthält eine Besprechung der 10. Lieferung des Generalstabwerkes über den Krieg 1870/71 und betont dabei, daß das Problem der Einschließung der Hauptstadt unzweifelhaft zu denjenigen gehört, welche Frankreich am meisten beschäftigen. Da man trotz der patriotischen Anstrengungen von Thiers den Fehler begangen, die Forts von Paris ungebührlich auszubehnen und aus der Hauptstadt das vorbereitete Schlachtfeld für Frankreich zu machen, so ist man genöthigt, sich mit der Möglichkeit und den Schwierigkeiten einer späteren Einschließung zu beschäftigen und zu diesem Zwecke die von den Deutschen ergriffenen Maßregeln zu studiren. Wenn auch, heißt es, momentane Vortheile für eine geschlagene Armee erwachsen, wenn sie sich unter die Kanonen einer Festung zurückzieht, so wird es doch stets ein Kardinalfehler bleiben, wenn ein General einen solchen Plan verfolgt. Schließt der Chef einer Armee sich freiwillig ein, so opfert er die Zukunft der Gegenwart, hülftigt beschränkten Ansichten und entsagt strategischen Com-

binattonen, welche stets die Macht und den Ruhm eines Kriegsmannes bilden. Für alle, welche gründlich die Begebenheiten des letzten Krieges betrachten, ist es jetzt klar, daß die Concentration aller militärischen Hülfsmittel Frankreichs in Paris ein schwerer Fehler der Regierung, ein unüberlegtes Nachgeben der öffentlichen Meinung gegenüber war. Wenn man dem Druck des Landes hätte widerstanden und die Lage kaltblütig prüfen können, so würde man sich auf eine passive Vertheidigung von Paris mit Hilfe der Marinetruppen und der Nationalgarde beschränkt und die Trümmer der Linientruppen und die Mobilitärgarden in die Provinz geworfen haben — und der Entschluß der Hauptstadt würde sicherlich gelungen sein. Mit den beiden bereits organisirten Armeecorps (XIII. und XIV.) und der größtentheils bewaffneten Mobilitärgarde wäre Goulmiers einen Monat früher eingetreten, und da die Armee des Prinzen Friedrich Carl vor Metz festgehalten wurde, hätte die Armee des Königs kaum zur Einschließung der Hauptstadt genügt — die Belagerung von Paris und vielleicht auch die von Metz wären aufgehoben worden. General Pallkas hatte, wenigstens zum Theil, die Absicht dieses Manövers. Er hatte das Projekt, das XIII. Corps unter Führung des unerschrockenen Generals Renault in die Vogesen zu werfen; — hätte er beide disponiblen Corps und die Truppen aus Algerien dazu verwendet, so wären die Belagerungen von Straßburg und der übrigen elsässischen Festungen aufgehoben und die Kommunikationen der Armee vor Paris mit Deutschland unterbrochen worden. Dieser Plan wäre bei energischer Durchführung um so leichter gelungen, als, wie das Generalstabswerk bekundet, alle Dispositionen des deutschen Generalstabes nach Paris als einzigem Object hinstrichen. Der Irrthum unserer Generale war es daher, demselben Gedanken wie der deutsche Generalstab gefolgt zu sein und dasjenige gethan zu haben, was er vorausgesetzt, statt einen Plan zu adoptiren, den dieser nicht erwohnen und der den großen Traditionen Turenne's und Napoleons I. entsprochen hätte.

Zum Schluß seiner Besprechung wirft der Referent die Frage auf, ob die Lehren, die aus dem Festungskriege gezogen werden müßten, in Frankreich ihre Früchte tragen werden? und meint, die Erfahrungen seien jedenfalls decisiv. Während die von den amerikanischen Ingenieuren improvisirten Befestigungen monatelang den kräftigsten Bombardements widerstanden, zeigten sich die alten Baubanschen Fronten der modernen Artillerie gegenüber ohnmächtig. Trotz dieser unzweifelhaften Thatsachen, trotz dieser erschütternden Lehren, sagt der Referent, fährt Frankreich fort, die Gelder des Budgets zur Unterhaltung veralteter Befestigungen, wie Mézières, Longwy, Oivet, deren Ohnmacht leider keines Beweises mehr bedarf, zu verzeuteln. (M. B.)

Frankreich. (Ueber die französische Armee.) Unter diesem Titel bringt die „Deutsche Heereszeitung“ einen sehr interessanten Artikel, welchem wir einige Stellen entnehmen wollen. Derselbe sagt nämlich: „Wenn man heute mit einem ruhigen und verständlich denkenden Franzosen über das Verhältniß Frankreichs zu Deutschland spricht, so gewinnt man sehr bald die Ueberzeugung, daß wohl die Idee der revanche à tout prix aufgegeben, daß aber jeder Franzose von einem früher oder später unvermeidlichen Kriege zwischen den beiden Nationen durchdrungen ist. Da Jeder diese Ueberzeugung in sich trägt, so wird Alles, was zu Armeezwecken nothwendig erscheint, ohne jede Widerrede bewilligt, denn Jeder weiß, daß zu dem bevorstehenden Kampfe die Armee aufs Beste ausgerüstet, organisirt und geübt sein muß. Dies Bewußtsein treibt den Franzosen auch zu der angestrengtesten Arbeit, bei der wir ihn seit dem Kriege sehen und man kann wohl ohne Uebertreibung behaupten, daß Jeder in seiner Sphäre, der Höchste wie der Niedrigste, nur auf die Tüchtigkeit der Armee hinarbeitet. Aus demselben Grunde wird in der französischen Armee der Dienst jetzt mit ganz anderem Eifer und einem ganz anderen Verstandniß betrieben und die Zügel der Disziplin viel stroffer angenommen wie früher. Wenn es bisher auch noch nicht möglich war, etwas Vollkommenes zu leisten, so haben uns die letzten Herbstübungen doch zur Genüge gezeigt, welche Resultate bereits erzielt worden sind. Anerkennenswerth ist schon die erlangte Ueberzeugung, daß Frankreich nicht durch Verrath erlag, sondern